

Siebold-Gymnasium Würzburg
6a, 2017/18

Schüler erzählen Geschichte(n)



Schüler erzählen Geschichte(n)

Ein Unterrichtsprojekt der
Klasse 6a des
Siebold-Gymnasiums Würzburg
2017/2018

bei
T. Jansen

Inhaltsverzeichnis

Ein Tag in der Steinzeit.....	4
Es hat geklappt.....	8
Die goldene Maske des Pharao.....	10
Das große Rennen.....	16
Eine Staubwolke am Horizont.....	21
Die wirklich wahre Geschichte der Gründung Roms.....	25
Hannibal und die Überquerung der Rhone.....	29
Die Iden des März.....	33
Ein Fremder.....	38
Ein Jahr später.....	41
Ein Tag als Gladiator.....	45
Unterdrückt – wegen des Glaubens.....	50
Die Milvische Brücke.....	54

Ein Tag in der Steinzeit

„Guten Morgen, mein Schatz“, sagte Millas Mutter Susanne und gab ihr einen Kuss auf die Backe. „Ich habe schon Frühstück gemacht.“ Die Sonnenstrahlen, die in die Höhle schienen, blendeten Milla. „Was gibt es denn?“, fragte sie. „Beeren, wie jeden Tag.“ „Och nö“, jammerte Milla. Sie zog sich schnell ihren Pelz drüber und ging zu der Feuerstelle, wo schon die anderen Kinder aßen. Susanne gab ihr die Beeren und sie begann zu essen. „Wo sind denn alle Männer hin?“, fragte Milla in die Runde. Jakob, einer ihrer besten Freunde, antwortete: „Ein Teil unseres Clans ist jagen und der Rest sucht einen neuen Lagerplatz.“ „Och Mann!“, rief Milla, „Sie haben mir versprochen, dass sie mich mitnehmen.“ „Milla, du bist ein Mädchen, du musst lernen zu sammeln, zu kochen und so weiter“, sagte Susanne. Milla war beleidigt. Sie fand es unfair, dass nur Jungs jagen lernen durften und nicht sie. Milla träumte schon davon, jagen zu gehen, seit sie drei Jahre alt war und jetzt war sie schließlich schon elf. Sie wollte unbedingt einmal ein lebendiges Mammut aus der Nähe sehen. Nachdem Milla fertig gegessen hatte, wurde sie mit Jakob zum Wasserholen geschickt. Jakob erzählte ihr, wie anstrengend das Jagen eigentlich war, und fragte,

ob Milla wirklich jagen mochte, doch das Mädchen war fest davon überzeugt, dass es viel interessanter war als die langweilige Höhlenarbeit. An der fast ausgetrockneten Wasserstelle angekommen, befüllten sie mühsam ihre Wasserschläuche.

Beim Lagerplatz waren die Männer schon von der Jagd zurück und berichteten, dass sie nichts gefangen hatten, da die Tiere schon weitergezogen waren. „Die Wasserstelle ist auch schon fast ausgetrocknet“, sagte Milla. Alle setzten sich in einen Kreis und besprachen, wie es weiter gehen sollte. Nach einer Weile stand die Entscheidung fest: sie würden heute noch ihre Sachen packen und zu dem nächsten Lagerplatz ziehen. Milla und Jakob gingen zu den Sträuchern, um Proviant zu pflücken. Doch sie mussten feststellen, dass schon alle Sträucher leer gepflückt waren. Sie trotteten zum Lager zurück und halfen den anderen beim Packen. Als alle soweit waren, ging es endlich los! „Sind alle fertig?“, fragte der Anführer in die Runde. „Alle fertig!“, grölte der Clan zurück.

Sie wanderten lange in Richtung Sonne. Als es dunkel wurde und alle schon ziemlich müde waren, suchten sie sich einen Platz für die Nacht. Nach einer Weile fanden sie eine Höhle, die groß genug für alle war.

Sie legten sich in den vorderen Teil der Höhle und entzündeten ein Feuer, damit die wilden Wölfe sie nicht angriffen. Jakob konnte nicht schlafen, er wälzte sich von der einen Seite zur anderen.



Plötzlich war er hellwach. Er hörte ein lautes Brummen aus dem hinteren Eck der Höhle. Er war starr vor Schreck, fing an zu zittern und seine Zähne klapperten, denn das Brummen wurde immer lauter und kam immer näher. Auf einmal sah er einen großen Schatten, stieß einen lauten Schrei aus und sprang auf. Von dem ganzen Lärm wachten auch die anderen auf und sahen die große Gestalt. Einer der Männer nahm einen Speer in die Hand und ging in Richtung des Schattens, begleitet von einem anderen mit einem brennenden Stück Holz in der Hand. Jetzt sahen es alle. Es war ein großer Höhlenbär. Nun griffen auch alle anderen zu ihren Speeren und griffen das Ungetüm an. Sie erstachen ihn gemeinsam. Als die Aufregung vorüber war, legten sich alle wieder schlafen.

Am nächsten Morgen wurde der Bär gehäutet und in Stücken über dem Feuer gebraten. So waren sie gestärkt für die weitere Wanderung. Als alle fertig gegessen hatten, ging es wieder los. Sie wanderten

den ganzen Tag, bis Milla aufschrie: „Da vorne an der Wasserstelle stehen Mammuts und da hinten sind Höhlen!“ Alle fingen an, zu jubeln, denn sie hatten ein neues Lager gefunden.

Nun wurden die Arbeiten aufgeteilt: Die Frauen richteten das neue Lager ein. Die Mädchen sollten Beeren und Kräuter sammeln und Wasser holen, während die Jungs und Männer die Mammuts jagten. Zur Belohnung durfte Milla mit zum Jagen, da sie das Lager entdeckt hatte. Als alle ihre Aufgaben erledigt hatten, wurde gekocht und zusammen gegessen. Am Abend saßen alle am Lagerfeuer und erzählten Geschichten bis spät in die Nacht.

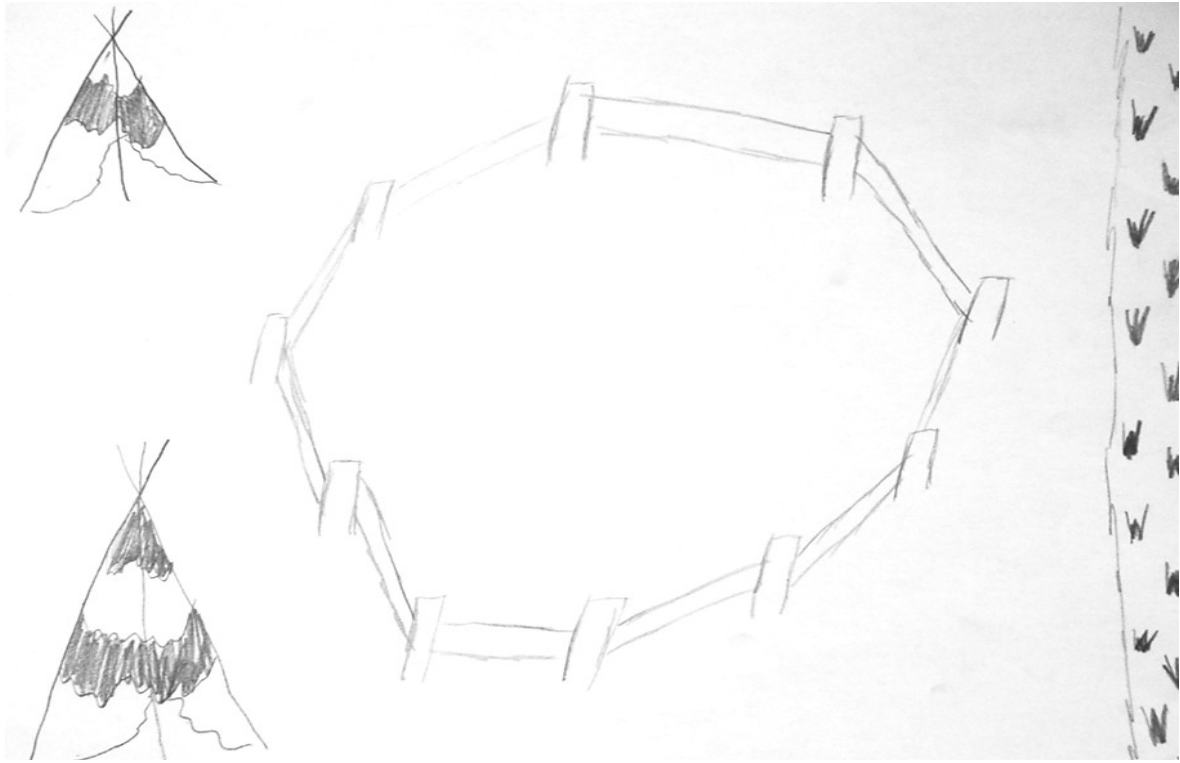
Mia Hebling, Hanna Wegmann

Es hat geklappt

Eines Tages lief Arnold, ein Steinzeitmensch, einen Waldpfad entlang. Dabei dachte er sich: „Es ist doch viel zu umständlich, immer, wenn man Hunger hat, zu jagen.“ Er überlegte Tag und Nacht, was er dagegen unternehmen konnte, endlich kam ihm die Idee wie durch einen Blitz in seinen Kopf geschossen. Er baute einen großen Zaun in die Nähe des Zeltlagers. Alle fragten ihn, was er vorhabe, doch er sagte immer wieder: „Wartet nur ab!“ Er ließ eine kleine Stelle des Zauns frei und wartete, bis Tiere in das Gehege hineinliefen, doch keines kam. Deshalb legte er getrocknetes Heu hinein und ging fort. Am nächsten Morgen war das Futter weg. Er freute sich riesig. Nun musste er das Gehege so bauen, dass, wenn ein Tier hineinkam, es nicht mehr heraus konnte. Er überlegte die gesamte Nacht lang und hatte schließlich eine Idee. Er baute einen Zaun, der sich nur von außen öffnen ließ und diesen Tor dann wieder zu fiel. Nach drei Tagen hatte er endlich einen Büffel gefangen. Er hatte einen guten Grund zur Freude, denn ihm war ein Leittier in die Falle geraten. Daher kamen immer mehr Tiere in sein Gehege.

Alle in seinem Lager freuten sich über die tolle Idee von Arnold. Immer mehr Leute aus dem Lager und

aus den Nachbarlagern bauten die Idee nach und freuten sich darüber, dass sie nie mehr jagen mussten.



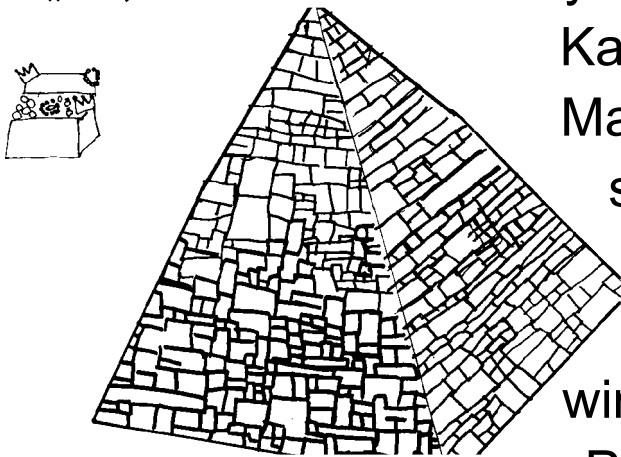
Doch es gab noch ein weiteres Problem, denn immer wieder neues Futter zu suchen, wurde auf Dauer anstrengend. Eines Tages kam jemand aus dem Nachbarlager, der von dem Problem erfahren hatte, und sagte: „Ich mache dir ein faires Angebot. Wenn du mir einige von deinen Büffeln abgibst, gebe ich dir etwas von meinem Heu.“ Er legte kurzer Hand ein kleines Feld an, auf dem er Grassamen aussähte. So wurde das Problem mit dem Futter auch gelöst. Und so wurde aus der Altsteinzeit die Jungsteinzeit.

Elias Holzheimer, Ronja Herold

Die goldene Maske des Pharao

„Heute Abend erreichen wir eine Oase“, erklärte Azibo. „Dort verbringen wir die Nacht.“ Als die Sonne sich dem Horizont näherte, lag die Oase vor uns, wie eine grüne Insel in einem Meer voller Sand. An dem kleinen See der Oase füllten wir unsere Behälter mit Wasser und legten uns am schattigen Ufer des Sees hin. Azibo, mein bester Freund, entfaltete eine Karte der Pyramide und betrachtete sie.

„Hast du schon etwas herausgefunden?“, fragte ich. „Ja, hier ist das Labyrinth. Dahinter liegt die große Kammer. An einer Stelle in der Mauer müsste ein lockerer Stein sein. Diesen Stein müssen wir dann drehen, aber was geschieht dann? Wie finden wir nur die Grabkammer?“



Plötzlich meldete sich Modu: „Habt ihr das gehört? Da drüben hat etwas geraschelt.“ „Sicher hast du dir das nur eingebildet“, vermutete ich. „Ich schaue trotzdem einmal nach“, sagte Modu. Er suchte das Ufer ab, doch da war niemand. Plötzlich hörte er ein merkwürdiges Geräusch. „Was war das?“, dachte sich Modu erschrocken. Vorsichtig ging er ein Stück weiter. „Puh,

es ist sind nur Kamele.“ Modu beobachtete die Tiere und da kam ihm eine Idee. Er rannte so schnell, er konnte, und rief Azibo und mir zu: „Kommt schnell, dort drüben sind Kamele! Mit denen können wir zur Pyramide reiten, so sind wir viel schneller da!“ „Gute Idee, Modu, wir kommen gleich!“, rief ich ihm zu. Azibo und ich packten alle Sachen ein und rannten zu ihm. Wir stiegen auf die Kamele und ritten zur Pyramide. Langsam schaukelten die drei Kamele mit Azibo, Modu und mir auf ihren Rücken durch die Wüste. Über uns wölbte sich der weite Nachthimmel. Um uns herum erhoben sich die Sandberge der Sahara bis zum Horizont. In der Ferne ragten die steinernen Spitzen riesiger Pyramiden in den Himmel hervor. „Wow!“, murmelte ich.

Bis zum Mittag dauerte es, als Modu, Azibo und ich am Fuße der großen Pyramide eintrafen. Wie ein Berg erhob sich die mächtige Pyramide über dem Wüstensand. Wir horchten in den Eingang der Pyramide hinein. Nichts zu hören! „Hoffentlich werden wir nicht erwischt“, hoffte Modu. „Mach dir keine Sorgen, wir gehen dort rein, holen den Schatz und sind gleich wieder draußen, niemand wird etwas mitbekommen.“ „In den Pyramiden ist es ziemlich gefährlich, also passt auf, es gibt Irrwege, vergiftete Pfeile und so weiter“, erklärte ich. „Vergiftete Pfeile?“,

wiederholte Modu ungläubig. „Nun ja“, sagte Azibo, „man erzählt sich so einiges.“ Da rief ich: „Kommt ihr?“ Schritt für Schritt tasteten wir uns in das Innere der Pyramide vor. Wir holten aus unseren Taschen Fackeln heraus und zündeten sie an. Im Licht der Fackeln tanzten unsere Schatten unruhig auf den steinernen Wänden. „Wie sollen wir denn da die Schatzkammer finden?“, fragte Modu. Azibo erinnerte sich an die Karte der Pyramide, die er in der Oase betrachtet hatte. „Erst mal geht es durchs Labyrinth“, sagte er. „Und danach kommt die große Kammer.“ Nachdem wir durch einen langen, schmalen Tunnel gegangen waren, standen wir in einem Raum, von dem vier Gänge abgingen. „Toll und jetzt?“, sagte Azibo. Ich überlegte und zeigte schließlich auf den vierten Gang und sagte: „Ich glaube, dort lang!“ Wir gingen durch eine Vielzahl von Gängen. Immer wieder teilte sich der Weg und wir mussten uns jedes Mal für einen der Wege entscheiden. Als wir vor einer weiteren Gabelung standen, sagte ich: „Hm, hier weiß ich auch nicht weiter.“ „Wir gehen links“, entschied ich dann nach einer Pause. „Warum links, Sahira?“, fragte Modu mich. „Das letzte Mal sind wir rechts gegangen, also gehen wir jetzt links.“ Wir nahmen den linken Gang und stießen immer weiter in das Innere der Pyramide vor, bis wir in einen Raum

gelangten, der uns bekannt vorkam. „Hier waren wir doch schon einmal“, murmelte Modu. Langsam bekam ich Angst und ich zweifelte daran, dass wir hier wieder herauskommen würden. Der Gang führte ein Stück geradeaus, dann nach rechts, dann wieder geradeaus, dann wieder rechts und immer so weiter, unter einem anderen Gang hindurch, dann wieder rechts und noch einmal rechts, bis wir in einen Raum mit bunten Fliesen kamen. „Eine Sackgasse“, sagte ich enttäuscht.

Plötzlich hörten wir ein ohrenbetäubendes Knirschen. Erschrocken drehten wir uns um und sahen gerade noch, wie ein schwerer Steinblock unseren Rückweg verschloss. Wir versuchten, den Steinblock zurückzuschieben, doch er rührte sich nicht vom Fleck. In diesem Augenblick ertönte wiederum ein Knirschen und am anderen Ende des Raumes öffnete sich eine verborgene Tür. Dahinter sahen wir einen Treppenaufgang. „Also da entlang!“, sagte Modu und ging durch den Raum in Richtung Treppe. Plötzlich zischte ein Pfeil aus der Wand über Modus Kopf hinweg und zersplitterte an der gegenüberliegenden Mauer. Vor Schreck blieb Modu stehen. „Rühr dich nicht vom Fleck!“, rief Azibo. „Das ist der Raum der vergifteten Pfeile.“ „Und was jetzt“, fragte Modu. „Die Pfeile werden nur abgeschossen, wenn man auf die

roten Fliesen tritt“, erklärte Azibo. Modu, Azibo und ich hüpfen von Fliese zu Fliese und versuchten, nicht auf die roten Fliesen zu treten. Wir schafften es bis zur anderen Seite der Kammer. Wir gingen durch die geheime Tür und gelangten in die verborgene Schatzkammer.

In der Mitte der Kammer stand ein prächtiger, goldener Sarkophag. Ächzend schoben wir den Deckel zur Seite. Darunter kam eine strahlende Maske aus purem Gold zum Vorschein. „Die Mumie des Pharaos“, flüsterte Azibo aufgeregt. Ich grinste und sagte: „Haha ,da ist ja die Maske! Sie wird uns eine Menge Geld einbringen!“ „A-aber“, stotterte Modu, „niemand darf die Maske stehlen. Denkt an den Fluch des Pharaos!“ Ich brach in ein lautes Gelächter aus. „Fluch des Pharaos! So ein Quatsch! Den gibt es doch gar nicht!“ Mit diesen Worten griff ich die Maske und spottete: „Siehst du, nichts passiert, kein Fluch weit und breit, hähä.“ Doch plötzlich ertönte ein dumpfes Grollen. Erschrocken zuckten wir zusammen. „D-der Fluch“, stotterte Modu. Das Grollen wurde leiser und verstummte wieder. „Ach was“, sagte ich, „Das ist doch nur Geschwätz. Los, wir nehmen so viel wir tragen können!“

Wir begannen, die Schatzkisten auszuplündern und steckten alles in unseren Taschen. Plötzlich ertönte

ein lautes Grollen und die Mauern bebten. „Kommt schnell!“, rief ich Azibo und Modu zu. Wir rannten so schnell, wir konnten, in Richtung Ausgang. Kaum lag die Kammer hinter uns, hörten wir ein ohrenbetäubendes Krachen. Große Stein blocke fielen herab und verschlossen den Eingang zur Grabkammer. Azibo leitete uns durch das Labyrinth. Ein wenig später erreichten wir den Ausgang der Pyramide.

„Wir haben es geschafft!“, freuten wir uns, „Bald geht es zum nächsten Abenteuer.“

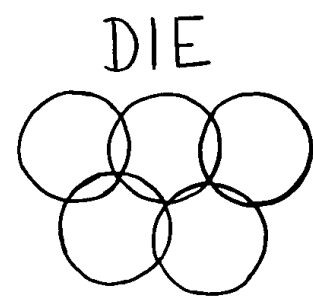
Melika Chabbah, Anna Grass

Das große Rennen

„Oh, hab ich gut geschlafen!“, gähnte Dagobert in seinem Bett in Germanien. Er stand auf, machte sich fertig und setzte sich an den kleinen, braunen Holztisch, der in der Mitte seiner Hütte stand. Nachdem er eine große Mahlzeit zu sich genommen hatte, ging er in den Holzschuppen, um seine Pferde vor den Wagen zu spannen. Dagobert übte sich nämlich seit seiner Kindheit im Wagenrennen. Er trainierte täglich mit seinen Pferden Marcus und Tullius auf dem großen Platz am Rande des Dorfes. Heute wirkte es draußen sehr düster, wie so oft im wolkenverhangenen Germanien, nur ein paar Sonnenstrahlen zeigten sich hier und dort. Während des Trainings bemerkte er, dass ein seltsam gekleideter Mann ihn beobachtete. Als der Mann sah, dass Dagobert ihn erblickt hatte, lief er langsam zu ihm und seinen Pferden und sagte: „Ich habe dich eben beobachtet und soll dir die Botschaft bringen, dass du, Dagobert, ausgewählt bist, an den olympischen Spielen teilzunehmen.“ Dagobert war sprachlos, denn der Ruf dieses Sportereignisses war bis zu ihm nach Germanien vorgedrungen. Nach einer Pause fragte er: „Was? Wie heißt du überhaupt und woher kennst du meinen Namen?“ „Die Welt ist klein

und ich heiße übrigens Quintus. Ich komme ursprünglich aus Rom, doch jetzt bin ich ein Bote und Wache der olympischen Spiele, die in fünf Monaten stattfinden.“ „Und ich soll bei den olympischen Spielen teilnehmen?“, stotterte Dagobert. Quintus antwortete: „Das sollst du, aber du musst selber sehen, wie du nach Olympia kommst.“ Mit diesen Worten ging er und Dagobert blieb erstaunt auf dem Platz neben seinen Pferden zurück.

Drei Tage später reiste er mit diesen, dem Wagen und seinem Gepäck, darunter auch Proviant, los. Zusammen mit Marcus und Tullius durchritt Dagobert einsame, aber auch schöne Gegenden. Teils war der Weg sehr schwierig, doch nach etwa vier Monaten kamen sie heil in



OLYMPISCHEN
SPIELE

Olympia an. Der Sportler staunte, als er bei seiner Ankunft das riesige Eingangstor sah, welches vor ihm auftauchte. Vor ihm standen zwei Wachen und Dagobert erkannte, dass es Quintus war, der ihn freudig begrute und ihm das Tor öffnete. Zusätzlich gab er ihm einen Schlüssel für Dagoberts Gasthtte. Dort angekommen legte er seine Sachen hinein, band seine Pferde an einen Holzbalken und gab ihnen

Wasser und Futter. Danach erkundete er die Stadt und bestaunte die riesigen Stadien und Gebäude: Er sah den Zeustempel mit der Zeusstatue des Phidias, die Altis, den heiligen Bezirk, die großen Thermen und das Gymnasium an, in dem sich alle vorbereiteten, aber vor allem achtete er auf die Sportler, die ebenfalls für das Wagenrennen trainierten. „Wow! Diese muskulösen Männer! Und wenn ich erst die Pferde sehe!“, murmelte Dagobert. Da er früh angekommen war, hatte er jetzt umso mehr Zeit, mit seinen Pferden für die großen Meisterschaften zu üben. Und genau das tat er, denn er hatte nur eine einzige Chance zu gewinnen.

Am Tag des Turniers wachte Dagobert erst spät auf. Als er sah, dass die Sonne schon hoch stand, schimpfte er: „So ein Mist! Ausgerechnet heute verschlafe ich!“ Schnell aß er etwas, machte sich fertig, versorgte die Pferde und ging zusammen mit diesen zu dem Stadion, in dem das Rennen stattfinden sollte. Seine Gegner und die Pferde standen schon bereit. Er führte Marcus und Tullius an die Startlinie und stieg in den Wagen. Angespannt sah er sich seine Gegner an. Dabei bemerkte er, dass die Pferde neben seinem Gespann unruhig schnaubten und Schaum vor dem Maul hatten. Der Lenker des Wagens musterte Dagobert mit einem abfälligen

Grinsen. „Bloß nicht einschüchtern lassen!“, dachte sich dieser und sprach seinen geliebten Pferden Mut zu: „Zeigt, was ihr könnt!“ Kurz darauf erklang das Startsignal und alle preschten los. In den ersten Runden waren alle Gespanne dicht beieinander, doch nach der fünften Runde konnte sich Dagobert aus dem Pulk lösen. Er dachte schon, dass das sein Sieg wäre, aber dann hörte er ein Schnauben dicht hinter sich. Erschrocken blickte er sich um und erkannte den hämisch grinsenden Gegner von der Startlinie. Schnell wandte sich Dagobert den Pferden zu und spornte sie an: „Los Jungs, das schaffen wir!“ Aber das war leichter gesagt als getan. Immer näher kam das gegnerische Gespann. Nun begann die siebte und letzte Runde. Die Pferde glänzten vor Schweiß und sie gaben alles. Die Wagen waren nun auf gleicher Höhe. Man konnte das Ziel schon erkennen und die Zuschauer standen auf, jubelten und feuerten die Sportler an. Marcus und Tullius rannten wie der Wind. Der Gegner ließ unbarmherzig die Peitsche auf seine Pferde niederknallen. Stückchen für Stückchen zog das Gespann an Dagobert vorbei. Auf den letzten Metern lag Dagobert mit Marcus und Tullius an zweiter Stelle. Er hatte keine Chance mehr auf den Sieg, den der unsympathische Gegner nun laut feierte, während dessen Pferde erschöpft zu Boden

gingen. Dagobert war zutiefst enttäuscht. Dann sah er jedoch, dass einer der Hellanodiken, ein Kampfrichter, energisch auf den Gewinner zuschritt. „Scipio! Du bist disqualifiziert. Du hast deinen Pferden unerlaubte Kräuter in das Futter gemischt. Damit ist Dagobert mit seinen Pferden der Sieger des Rennens. Herzlichen Glückwunsch, Dagobert!“ Dagobert war überwältigt von dieser Nachricht und nahm den Preis glücklich entgegen. Er lobte Marcus und Tullius, die eine Extraportion Futter und Wasser bekamen.

Am Abend, nachdem er ein Bad in der Therme genommen hatte, dachte Dagobert an die Rückkehr in sein Dorf. Bestimmt würden ihn alle glücklich begrüßen und beschenken. Doch vorher würde er die lange Reise zurück hinter sich bringen müssen. Zufrieden und erschöpft schlief er ein.

Eva Bach, Luna Waterstrat

Eine Staubwolke am Horizont

„Caius, bringst du das bitte zu deinem Vater?“, fragte Mutter. „Er hat gerade Wache an der Stadtmauer.“ „Mach ich!“, antwortete ich und blickte in die Schüssel, die mir meine Mama gegeben hatte; eine wässrige Suppe mit ein paar Möhrchen. Wie immer nicht das Beste, aber wie meine Mutter zu sagen pflegte: „Bei unserer Geldbörse können wir uns eben nichts Besseres leisten.“ Also fing ich an, zur Stadtmauer zu laufen. Auf dem Weg dorthin begegnete ich ein paar Freunden, die mich fragten, ob ich nicht mit ihnen spielen wollte. Leider musste ich meinem Papa die Suppe liefern und sagte deswegen „Nein“. Als ich endlich an der Stadtmauer angekommen war, lief ich gleich zu meinem Vater. Ich gab ihm die Suppe und guckte gelangweilt über die Mauer. Auf einmal fiel mir eine Staubwolke am Horizont auf. Ich fragte meinen Vater: „Papa, was bedeutet diese Staubwolke da hinten?“ Mein Vater beschirmte seine Augen mit den Händen, um besser sehen zu können. Plötzlich sah ich etwas Metallenes aufblitzen. „Bei Ahuramazda und allen himmlischen Göttern!“, rief mein Vater, „Alarm, ruft die Armee! Das Heer von Alexander dem Großen greift an! Wir werden alle sterben!“ Erschrocken

blickte ich meinem Papa ins Gesicht; er meinte es wirklich ernst! „Warne alle, mein Sohn, und bring Mutter und deine Geschwister aus der Stadt.“ Sofort sprintete ich in Richtung meines Zuhauses, wobei ich schreiend alle Leute warnte. Mein Vater lief die Stadtmauer entlang und benachrichtigte die anderen Wachen. Als ich nach einer gefühlten Ewigkeit an meinem Haus ankam, brannte meine Lunge wie zwanzig Lagerfeuer. Schnell berichtete ich meiner Mutter und meinen zwei Geschwistern, was passiert war. Meine Mutter guckte mich mit großen, entsetzten Augen an. Meine kleine Schwester und mein kleiner Bruder fingen an zu weinen. Hecktisch packten wir unsere wichtigsten Sachen. „Caius, hol die Ziegen aus dem Stall!“, befahl meine Mutter. Sofort lief ich hinter das Haus und band unsere zwei Ziegen an einen Strick. Die Tiere drängten sich ängstlich an mich. In der Ferne hörte man das Klirren von Schwertern und das Kampfgeschrei der Wachen, die verzweifelt versuchten, die Stadt gegen die überlegene Armee Alexanders zu verteidigen. „Bloß weg von der Mauer, von der ich die Angreifer gesehen habe“, dachte ich. Wir rannten um unser Leben zum anderen Ende der Stadt, ich hatte noch nie so viel Angst gehabt, wie in diesem Moment. Plötzlich kroch

mir ein verbrannter Geruch in die Nase. Ich drehte mich um und sah eine dunkle Rauchsäule. Die Stadt brannte! Jetzt schossen auch mir die Tränen in die Augen. Überall waren Leute, die panisch schrien und sich gegenseitig anrempelten. Meine kleine Schwester wurde zu Boden gestoßen. In letzter Sekunde riss meine Mutter sie wieder hoch, bevor sie von der Menge überrannt wurde. Der Rauch wurde immer dichter und ich konnte kaum noch die Hand vor Augen sehen. Mutter schrie: „Wir schaffen es nicht! Wir schaffen es nicht!“ Auf einmal stoppte ein Pferdewagen vor uns. Eine Frau saß vorne und rief uns zu: „Steigt schnell auf, hinten ist noch Platz!“ Mit letzter Kraft hob meine Mutter die Ziegen und meine Geschwister in den Wagen. Mich winkte die Fahrerin zu sich nach vorne. Im Galopp fuhren wir durch den dichten Rauch und erreichten endlich das Stadttor. Aus der Ferne blickten wir noch einmal zurück auf die brennende Stadt und dachten voller Angst an meinen Vater. Leise sagte ich zu meiner Mutter: „Morgen gehen wir zurück und suchen Papa.“ Als wir am nächsten Morgen zurückfuhren, war die gesamte Stadt abgebrannt und ausgeplündert. Nach langer Suche fanden wir tatsächlich meinen Vater. Er hatte sich tot gestellt, um zu überleben. Eine große Wunde

an der Schulter hatte er sich bereits mit einem Kleidungsstück verbunden. Wir waren so glücklich, als wir ihn lebend sahen, dass uns die Freudentränen kamen. Wir hatten fast alles verloren, aber wir waren noch am Leben!

Ian Frey, Noan Jürries

Die wirklich wahre Geschichte der Gründung Roms

„Du bist wie immer ein schlechter Verlierer, Remus“ war der erste Satz, den ich hörte, als ich in das Zimmer meines Herren kam.

Er stand dort mit seinem Zwillingsbruder Romulus, der vor Zorn kochte. Wie so oft, zankten sie sich. Meistens wurde um eine Kleinigkeit gestritten, aber heute schien es ernst zu sein. Die Familie, der ich diente, war nicht sehr reich, jedoch gewährten sie mir ein Dach überm Kopf, Mahlzeiten und einen Schlafplatz.

Ich war als Kind von meiner Familie verstoßen worden und lebte auf der Straße. Meine leiblichen Eltern hatten mir den Namen Sabri gegeben. Bei den Menschen, bei denen ich heute lebe, gibt es einfache Lehmhäuser. Schon seit Romulus und Remus Kinder waren, arbeitete ich bei ihnen. Seit Generationen lebten die Vorfahren der Familie auf den Hügeln über dem Tiber. In unserer Gegend leben viele weitere Familien. Mein Herr gehörte zur Familie Ruma.

Ich warf einen Blick zu meinem Herren Remus, der wütend einen Becher mit Wein auf den Boden warf. Ich war völlig perplex und verstand nicht, was mein Herr mir befahl. Was wollte mein Herr von mir? Er klang wütend, als er sein Gespräch mit Romulus

unterbrach. „Bring mir Wein!“, brüllte mir Remus entgegen.

Sofort rannte ich aus dem Zimmer meines Herrn durch das Lararium in die Küche. Auf dem Weg stoppte mich mein Freund Sakim, welcher der Diener von Romulus war.

„Was ist denn im Zimmer unseres Herren los?“ fragte Sakim völlig entgeistert. Ich antwortete: „Es geht wieder um die Gründung einer neuen Stadt. Sie streiten sich darum, wer der Herr derselben sein soll.“



Mit einem Tablett voller Weingläser kam ich zurück ins Zimmer. Immer noch kochten beide vor Wut. Remus lief der Schweiß über das Gesicht und bei Romulus konnte man deutlich die Adern auf seiner Stirn sehen. Ich wich einen Schritt zurück, als Remus brüllte: „Hast du den Wein?“ „Ja“, stotterte ich und stellte das Tablett auf dem Tisch ab. Remus trank einen Schluck und es wurde still. Romulus trank ebenfalls.

Remus sagte: „Lasst uns auf den Hügel gehen, von dort kann man gut sehen, wo die Stadt später mal stehen wird.“ „Gute Idee“, antwortete Romulus. Beide verließen das Zimmer. „Sabri, Sakim, bringt uns

unsere Togen!“, befahlen uns die Zwillinge. Wir eilten davon und kamen mit zwei Togen zurück.

Als beide sie angelegt hatten, wagten sie sich raus in die Kälte. Es war spät und bereits dunkel. Remus und Romulus liefen mit Laternen voraus, Sakim und ich hinterher. Wir gingen über eine alte Brücke, die in der Nähe unseres Hauses über den Tiber führte. Sie knackte und quietschte, als wir sie betraten. Remus lief voraus. Dann kamen Sakim und ich. Als Letztes betrat Romulus die Brücke. Als wir am anderen Ende waren, krachten ein paar Holzdielen der Brücke ein. Gott sei Dank haben wir es noch rechtseiteig geschafft.

Sakim und ich froren sehr, da wir keine Togas mitgenommen hatten.

Nachdem wir den Fluss, einen finsternen Wald und ein paar Felder hinter uns gelassen hatten, waren wir an unserem Ziel angekommen. „Das wird Rom“, erklärte Romulus ganz stolz und stellte die helle Laterne ab. „Nein!“, protestierte Remus. „Diese Stadt wird Remo heißen und wird meinen Namen tragen“. Beide wurden erneut wütend und begannen ein weiteres Mal zu streiten.

Doch diesmal ging Romulus zu weit. Er holte seinen Dolch aus seiner Toga. In diesem Moment ahnten wir Schlimmes. Sakim und ich blickten uns ängstlich an

und standen wie versteinert da. Auch Remus war regungslos, er stotterte: „Romulus, mein Bruder, ich ahne Schlimmes. Willst du wirklich so weit gehen?“ Doch Romulus antwortete nicht und lief mit seinem Dolch auf seinen Bruder zu. Sakim und ich wollten noch stoppen, doch da war es schon zu spät.

Romulus hatte ihm mitten in die Brust gestochen und dabei das Herz getroffen. Blutend fiel Remus auf den Boden. Ich rannte sofort zu meinem Herren, doch leider konnte ich nichts mehr für ihn tun. Ohne ein Wort zu sagen, rannte Romulus davon und Sakim hinterher.

Von diesem Tag an war es klar, dass es nie eine Stadt Namens Remu geben wird.

Ich war nun Eigentum eines anderen Herren, und zwar des Herren Romulus, welcher nun die Stadt Rom gründete.

In dieser Stadt lebten seit diesem Zeitpunkt immer mehr Menschen, ohne zu wissen, dass für diese Stadt jemand gestorben war.

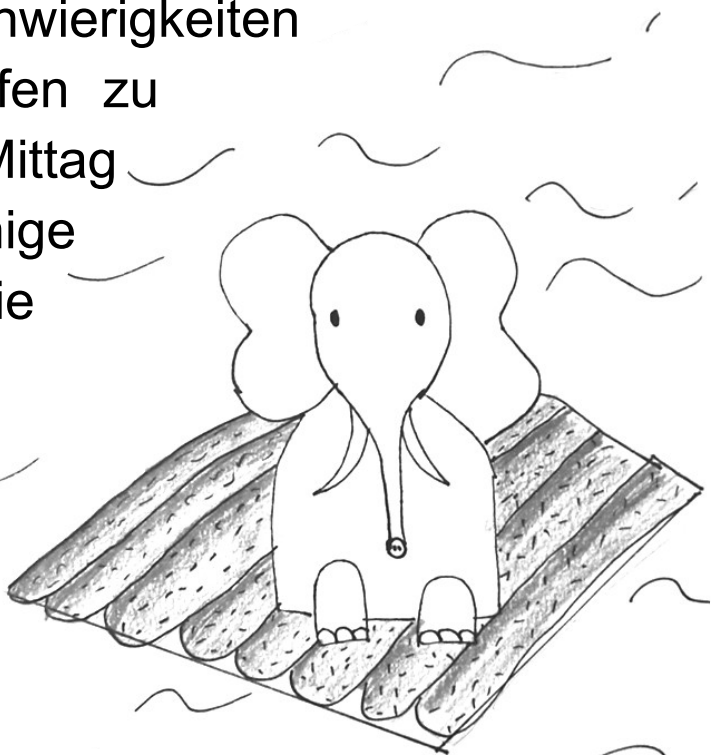
Helena Schmitt, Lena Vollmuth

Hannibal und die Überquerung der Rhone

„Los beeilt euch! Wir müssen dort sein, bevor die Nacht anbricht!“, Rief Hannibal verärgert. Man hörte einen Schrei aus der Truppe: „Ich sehe einen Fluss vor uns!“ Hannibal stöhnte auf: „Noch ein Problem! Wann werden wir endlich in Italien sein?“. Langsam näherten wir uns dem riesigen Gewässer und schlugen unser Lager auf. Alle hatten aufgegeben, denn es schien unmöglich, über das Wasser zu kommen. Auch Hannibal, unserer Heerführer, sah sehr nachdenklich aus – und ich? Ich hatte Angst um meinen Elefanten Primus. Ich kannte den Elefantenbullen seit meinem ersten Tag als Elefantenreiter und er hatte mit mir jede Schlacht durchgestanden. „Lasst uns schlafen gehen, heute werden wir keine Ideen mehr entwickeln. Kommst du mit, Titos?“, riss mich mein Freund Brutus aus meinen Gedanken. Alle standen auf, einzig Hannibal blieb sitzen und überlegte und überlegte.

Beim ersten Lichtstrahl waren wir wach und bereiteten uns auf den Tag vor. Hannibal hatte dunkle Augenringe, aber er war in heller Aufregung: „Sammelt Äste und andere Materialien! Wir müssen Flöße bauen! Nur so können wir einen Elefanten transportieren.“

Den ganzen Tag suchten wir Holz für den Bau des Floßes. Spät am Abend hatten wir einen riesigen Haufen an kleinen Stämmen und Ästen zusammengetragen. „Los wir müssen weiter arbeiten, heute wird nicht geschlafen!“, befahl Hannibal. Bis zum Morgengrauen wurde weiter gesammelt und zusammengebaut. Als die Sonne gerade aufging, waren bereits sieben Flöße fertig und alle waren so müde, dass sie Schwierigkeiten hatten, die Augen offen zu halten. Am frühen Mittag gab uns Hannibal einige Stunden frei und die meisten der Soldaten und Reiter legten sich schlafen. Zur Nachmittagszeit ging es weiter mit der Arbeit. In Gedanken war ich schon wieder ganz woanders, bei Primus. Meine Angst, ihn zu verlieren, war einfach zu groß. Ohne ihn war ich nur ein halber Titos. Schon wieder wurde ich von Brutus aus meinen Gedanken geholt: „Kommt, Hannibal hat mir befohlen, die Elefanten zu holen. Es geht los!“ Mit klopfendem Herzen lief ich zu der Stelle, an der die Elefanten standen und fraßen.



Ich gab Primus das Zeichen, mir zu folgen, und er lief bereitwillig neben mir her, nicht ahnend, was gleich passieren würde. Am Ufer des riesigen Gewässers angekommen, blieben wir stehen. Der erste Elefant wurde gerade über das Wasser gebracht und war noch nicht zu Schaden gekommen. Nun transportierten sie Brutus Elefant auf die andere Seite. „Ich hoffe, es passiert nichts“, flüsterte er aufgeregt. Auch er hatte Angst um seinen Elefanten Jupiter. Unruhig tänzelte der mächtige Kriegselefant auf der Stelle und stieß laute Schreie aus. Dadurch wurde auch Primus nervös und schlug aufgeregt mit dem Rüssel. Beide sollten auf ein Floß steigen. Als Primus einen Fuß auf das Holz stellte, versetzte mir das einen Stich ins Herz. Tausende Gedanken schossen mir durch den Kopf: „Was, wenn das Floß nicht halten würde? Was, wenn die Strömung es mitreißen würde?“ In diesem Moment stießen sich die Floßfahrer vom Ufer ab und stakten mit langen Stangen, um über das Wasser zu kommen. Primus war immer noch unruhig und tänzelte nervös auf dem Floß, so dass es bedenklich schwankte. Mein Herz raste und ich machte mir große Sorgen. Die Floßfahrer versuchten, ihn zu beruhigen, aber er wurde nur noch zappeliger. „Warum bin ich nicht mitgekommen? Vielleicht würde er dann nicht so

wackeln?“, machte ich mir Vorwürfe. Plötzlich kippte das Floß bedenklich, so dass es drohte unterzugehen. Mein Herz setzte einen Schlag aus. Würden sie untergehen? Jetzt war alles zu spät. Ich bekam keinen Ton heraus und konnte mich auch nicht rühren. Das dürfte nicht wahr sein! Das Floß stand so schräg, dass die Strömung Primus wahrscheinlich mit sich reißen würde. Gleich würde es umfallen. „Primus!“, Hörte ich jemanden schreien. Dann bemerkte ich, dass ich das selbst gewesen war. Er drehte sich um und verlagerte damit sein Gewicht. Das nutzten die Floßfahrer aus, um das Boot wieder in die richtige Position zu bringen. Bald darauf hatten sie die andere Seite des Flusses erreicht und auch Jupiter war heil angekommen. Als die Sonne schon tief am Himmel stand, waren endlich alle Soldaten und Reiter und Elefanten auf der anderen Seite. Hannibal sagte stolz: „Lasst uns aufbrechen und die Gegner so überwältigen, wie wird das auch mit dem Fluss getan haben.“ Ich war gespannt wie es weitergehen würde.

Luzie Unkelbach, Lena Seubert

Die Iden des März

„Leg dich schlafen, Jason!“, befahl mir mein Herr Marcus nach einem anstrengenden Arbeitstag. Ich begab mich in mein Zimmer, saß eine Weile auf meinem Bett und verspürte dann aber noch etwas Hunger. Heimlich flitzte ich in die Küche, um noch etwas von den leckeren, übriggebliebenen Oliven zu naschen. Da hörte ich meinen Herren sprechen: „Dieser Hochstapler muss sterben, sonst gibt es in Rom bald eine Monarchie!“ Ich schlich näher heran und sah, wie sich mein Herr und seine Freunde beratschlagten. „Ich werde ihn auf seinem Weg zur Kurie erstechen lassen“, sagte einer der Senatoren sehr überzeugt. „Nein, das ist zu auffällig“, sagte mein Herr mit erhobener Stimme. „Wir werden ihn alle im Senat mit Dolchen niederstechen!“ Als ich begriff, wen sie meinten, wurde ich von Panik erfasst. So leise wie möglich schlich ich die kalte Marmortreppe ins Zimmer der Sklaven zurück. „Welches Glück, dass ich in Griechenland lesen und schreiben gelernt hatte“, dachte ich zufrieden. Ich zog mein letztes Stück Papyrus aus meinem Nachtschränkchen. Vorsichtig begann ich zu schreiben:

Du schwebst in großer Gefahr. An den Iden des März ist ein Attentat auf dich geplant. Hüte dich vor dem Senat! ...

Als ich fertig war, riss ich einen Streifen Stoff von meinem Bettlaken ab und wickelte ihn um den Brief. Ich überlegte kurz, ob meine geplante Aktion wirklich sinnvoll war.

Bald darauf stand ich auf dem Hausdach des bedrohten Feldherren. „Ich werde das niemals verhindern können!“, dachte ich panisch. Ich ließ mich vom Dach gleiten und landete im Innenhof der Villa. Ganz langsam schaute ich am Vorhang zum Wohnbereich vorbei. Doch es war niemand zu sehen. Vorsichtig suchte ich den Schlafrum des Feldherren, bis ich ihn endlich gefunden hatte. Doch auch hier war niemand zu sehen. Vom Anblick dieses Raumes war ich so überrascht, dass mir die Papyrusrolle aus der Hand fiel und unter das vergoldete Bett rollte. Da hörte ich plötzlich Schritte auf der Treppe. Ich zwängte mich durch das winzige Fenster, blieb aber stecken. Ich drehte und wand mich und da fiel ich auf das Dach des Hauses und das keine Sekunde zu früh. Denn in diesem Moment öffnete sich die Tür und ein Sklave trat ein.

Ich rannte so schnell ich konnte und flitzte durch die beinahe leeren Straßen Roms. Nach einer halben

Ewigkeit erreichte ich endlich mein Zuhause. Ich war völlig erschöpft, aber ich hatte es geschafft. Hundemüde fiel ich in mein Bett und schlief sofort ein. Der nächsten Tage waren unendlich langweilig. Ich war kaum bei der Sache und dachte die ganze Zeit an die bevorstehenden Iden des März.

Mühevoll bahnte ich mir einen Weg durch die Menschenmengen auf dem Forum Romanum während ich meine Einkäufe erledigte. Es roch nach gebratenen Rotbarben und Honigkuchen.

Bei meiner Rückkehr öffnete ich leise die Tür, aber mein Herr war nicht aufzufinden. „Wahrscheinlich wieder eine von diesen todlangweiligen Senatssitzungen oder er sucht Klienten für seine politischen Projekte“, dachte ich mir. Unkonzentriert erledigte ich meine Arbeiten im Haus und dachte über den „großen Tag“ nach.

Der nächste Tag lief ähnlich ab. Ich verschönerte den Garten und verkaufte die Waren von unserem Landgut auf dem Forum. Am Abend lud mein Herr seine Freunde zu einem Gastmahl ein. Bis zur elften Stunde servierte ich viele Köstlichkeiten wie beispielsweise in Honig eingelegte Haselnüsse, trojanisches Schwein und große Mengen an Wein, den wir aber mit der Zeit immer mehr mit Wasser verdünnten.

„Mehr Wein!“, grölte mein Herr mit vollem Mund, sodass ihm der Wein auf die Toga tropfte. Er fluchte und es floss noch mehr Wein auf die Toga. Doch dies war bei solchen Veranstaltungen keine Seltenheit.

In der dritten Stunde am Morgen durfte ich mich endlich schlafen legen, um in der sechsten Stunde wieder aufzustehen.

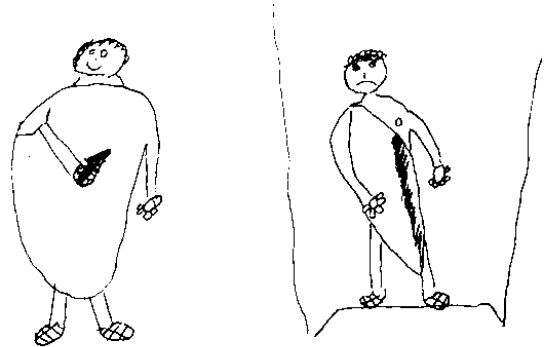
Schlaftrunken torkelte ich in die Speisekammer, um etwas zu frühstücken. Da merkte ich, dass mein Herr schon weg war. Ich war zu spät, um das Attentat zu verhindern.

So schnell ich konnte, rannte ich zur Kurie. „Werde ich den Feldherren noch retten können?“, fragte ich mich. Schuldgefühle machten sich in mir breit, weil ich ihn nicht hatte warnen können. Meine Papyrusrolle lag vermutlich noch unentdeckt unter dem Bett des Gaius Julius Caesar. Vielleicht hatte ich noch eine Chance. Ich rannte bis meine Lungen zu brennen schienen.

Als ich an der Kurie ankam, war ich nassgeschwitzt und von Seitenstechen geplagt. Durch einen geheimen Hintereingang, durch den normalerweise die Senatoren kamen, die zu spät waren, trat ich in die riesige Sitzungshalle. Ich verschanzte mich hinter einem Vorhang, von dem ich das Geschehen genau betrachten konnte. Der Senat hatte Caesar bereits umzingelt, aber sie schienen sich mit dem Mord Zeit

zu lassen. Ab und zu streiften sie ihn mit ihren Messern und Dolchen. Da sprach Caesar: „Auch du mein Sohn Brutus“.

Einer der Senatoren stach zu und Caesar sank in sich zusammen. Dann schloss er die Augen - für immer. Vor Entsetzten schrie ich auf. Da entdeckte mich mein Herr. Er



brüllte: “Jason! Ich will dich in Rom niemals wiedersehen!“

Blitzschnell sprang ich auf und raste wie ein gehetztes Reh aus der Kurie heraus, durch Rom und zum Hafen. Dort fand ich Zuflucht auf einem Schiff nach Griechenland. Als Zeuge des Attentates konnte ich unbehelligt in meine alte Heimat fliehen.

Felix Heil, Philipp Wohner

Ein Fremder

Es lebte ein armer Bauer namens Sextus in einer heruntergekommenen, aber gemütlichen Strohütte. Als er seine grüne Kräutersuppe still vor sich hin köchelte, bemerkte er, dass das Feuer, welches die Suppe erhitzte, kleiner wurde und die Suppe aufhörte zu brodeln. Deshalb gab er noch etwas Holz in die Flamme, doch in diesem Moment klopfte ihm jemand auf die rechte Schulter. Sextus entwich ein Schrei und er erschrak fürchterlich, sodass man glauben könnte, ihm gefriere das Blut in den Adern. Er drehte sich um und erblickte einen kleinen Mann mit zu großen Kleidern. Das Gesicht vergrub er in einem braunen Strohhut. Da der Anblick ihm so einen Schrecken einjagte, stolperte er über seine Füße und stieß mit voller Wucht gegen seine Suppe, sodass sie mitsamt der Tonschale zu Boden fiel. Die selbstgemachte Schale zerbrach in viele tausend Stücke. Der Mann zuckte zusammen, zeigte hinter Sextus und vergrub nun sein ganzes Gesicht in seinem Hut. Sextus sah nun hinter sich und erblickte, wie sich das kleine Feuer jetzt dramatisch ausbreitete und sein ganzer Tisch nun in Flammen stand. Als er den Fremden zur Rede stellen wollte, was ihm einfiel, einfach so ins Haus zu platzen und es in Brand zu stecken, war er

aber auch schon verschwunden. Jetzt begann sein Herz zu rasen. Sextus wollte weinen, doch er konnte nicht. „Das ist nicht der richtige Zeitpunkt um zu weinen“, dachte er sich. Ich verlor doch schon meine zwei Kinder und meine Frau, wieso jetzt auch noch das Haus? An ihm hängen alle meine Erinnerungen an meine Familie und alle Ereignisse fanden in diesem Haus statt und hörten auch hier wieder auf. Die ganze kostbare Zeit verbrachten wir dort. Nein, das kann doch jetzt nicht einfach so alles vorbei und weg sein, nur wegen diesem blöden, miesen fremden Kerl, den ich noch nie zuvor gesehen habe. Er dachte einen kurzen Moment darüber nach, wer dieser mysteriöse Mann gewesen sein könnte. Auf einmal fiel es ihm wieder ein, wie ein Geistesblitz: „Natürlich, mein Nachbar, er war gestern erst zu mir gekommen und wollte unbedingt mit mir reden, doch ich wollte es auf heute verschieben.“ Da ihn dieser Gedanke nun nicht mehr belästigte, wandte er sich schnell seinem Problem zu. Er drehte sich zu dem Feuer und ihm stieg eine Hitze ins Gesicht, wie er es noch nie erlebt hatte. Ihm stockte der Atem und seine Hände begannen zu zittern. So nahm er seine letzte Kraft zusammen und rannte zum Brunnen, so schnell es ging. Er schnappte sich den etwas zu kleinen Eimer, der direkt daneben stand, schöpfte das Wasser

heraus und machte sich, jetzt schon ein bisschen außer Puste, auf den Weg zurück zu seinem Haus. Doch er blieb auf dem Weg zum Haus stehen und strich sich verzweifelt durch die Haare. Das Feuer hatte sich bereits so weit ausgebreitet, dass alle Nachbarn zum Haus rannten. Es hatte sich bereits überall große, graue Rauchwolken gesammelt und er begann immer öfter, laut zu husten. Doch er gab nicht auf, rannte zu seinem Haus und schüttete das kalte Wasser über die Flammen, doch es half nichts. Ihm kullerte die erste Träne über die Wange und er ließ sich zu Boden auf das schon warme Gras sinken. Die Flammen griffen auf die Nachbarhäuser über. Er vergrub sein Gesicht in seinen Händen und dachte darüber nach, was er getan hatte. Wie konnte man nur so ungeschickt sein. Die ganze Stadt brannte schon. Wenn einer herausfand, dass er daran Schuld trug...

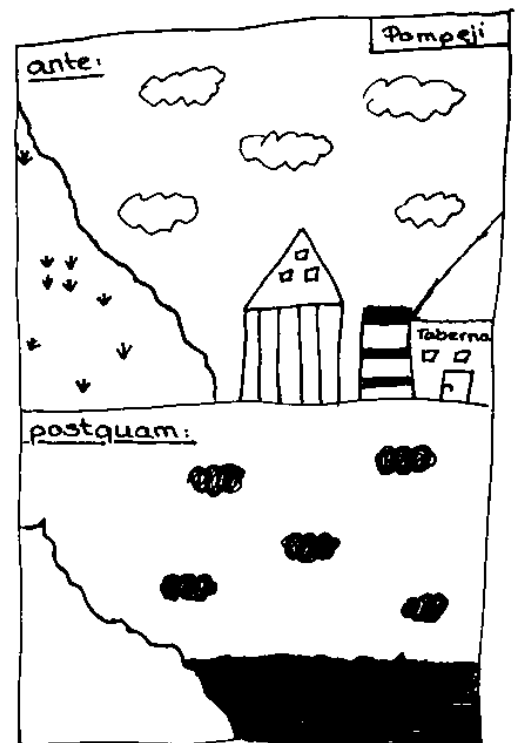
Katharina Gehr, Leeloo Hillenbrand

Ein Jahr später

Ich rannte und rannte. Der Gestank von Schwefel und Asche stieg mir in die Nase. Mir rutschte das Herz fast in die Hose. Es fühlte sich so an, als würde der Tod hinter mir herjagen, und ich konnte ihn nicht mehr besiegen. Doch plötzlich sah ich in der Ferne den Hafen von Pompeji, meine einmalige Chance. Ich nahm meine letzte Kraft zusammen und lief so schnell wie ich konnte dorthin. Ich war ganz aus der Puste, als ich vom Steg absprang und mich am Boot festklammerte. Als ich mich umdrehte, sah ich, wie der Schwefelstaub Pompeji immer weiter verschlang. Mir wurde bei diesem Anblick ganz übel, ich versuchte nicht hinzusehen.

„Anna?“, hörte ich da eine vertraute Stimme sagen. Ruckartig drehte ich mich um und sah Julius, einen guten alten Freund. Er war hier zusammen mit mir aufgewachsen, bis er beschloss nach Griechenland zu gehen, um Architektur zu studieren. In Pompeji war er gewesen, um seine Familie zu besuchen. Er hatte sie nun aber im Chaos der Flüchtenden aus den Augen verloren. Ich war froh, nicht allein unter all den Fremden auf dem Flüchtlingsboot zu sein.

Schließlich fuhren wir den Hafen von Rom an und verbrachten viel Zeit miteinander. Ein Jahr später beschlossen wir, Pompeji aufzusuchen. Wir reservierten zwei Plätze auf einem Schiff, welches uns nach Neapel brachte. Die Fahrt war sehr stürmisch und ich bekam ein mulmiges Gefühl. „Mach dir nicht zu viel Sorgen, alles wird gut!“, sagte Julius zu mir. Als wir ankamen, stieg mir ein fischiger Geruch in die Nase. Wir gingen über den Steg und suchten Unterschlupf in einem kleinen Hinterhof, um uns etwas auszuruhen. Doch lange konnten wir nicht ruhig liegen bleiben. Wir waren zu neugierig darauf, wie es in unserer alten Heimatstadt aussah. Nachdem wir uns mit etwas Haferbrei und Brot gestärkt hatten, brachen wir auf. Nach einer langen Fahrt in einem Ochsenwagen, kamen wir im Schatten des Vesuv an. Hier sollte Pompeji eigentlich liegen. Ich stieg langsam aus und Julius folgte mir. Doch wo war Pompeji eigentlich, waren wir schon daran vorbeigefahren? „Wir fahren noch ein bisschen



weiter!“, sagte Julius mit lauter Stimme. Doch als wir gerade los wollten, sah ich ein Ding, welches mir bekannt vorkam. „Stopp!“, rief ich. „Ich will mir kurz etwas anschauen!“, schrie ich. Ich sprang vom Wagen herunter und eilte zu dem Teil, bis ich erkannte, dass es ein Eimer war. Ich hob ihn auf und betrachtete ihn näher. Am Boden des Holzes las ich den Namen „Augustinus“; er war einer der reichsten Männer Pompejis gewesen. Jetzt stiegen mir die Tränen der Verzweiflung in die Augen. Sollte das, was vor uns lag, wirklich Pompeji sein? Das war doch wie ein leerer Klecks auf der Landkarte. Ich warf den Eimer aus Wut auf den Boden und rief. Julius kam schnell angelaufen und nahm mich in den Arm. Ich merkte, dass auch er anfing zu schluchzen, doch er sagte nichts. So blieben wir einige Minuten stehen, bis der Fahrer des Ochsenwagens genervt sagte: „Haben wir es bald? Ich habe nicht den ganzen Tag Zeit!“ Wir schlurften zurück zum Wagen, auf dem ich Julius erzählte, was ich vermutete. Als wir nach Hause fuhren, hielten wir an einer Taberna an, wo wir uns stärkten. Während des Essens kam Julius eine Idee: „Wir gründen eine neue Stadt, welche den Namen Pompejis tragen soll.“ Ich schüttelte nur den Kopf. Als wir spät abends im Bett lagen, dachte ich darüber

nach: „Besser als eine neue Stadt zu gründen, wäre doch, die alte wieder aufzubauen“, flüsterte ich Julius zu. Dann fielen mir die Augen zu.

Marlene Köhn, Alina Schenk

Ein Tag als Gladiator

„Steh endlich auf!“, weckte mich eine Stimme. Verschlafen öffnete ich meine Augen und blickte in das Gesicht meines Freundes Dädalus, „Heute ist dein großer Tag, dein erster Kampf als Gladiator.“

Zusammen gingen wir herunter in den Speisesaal, um uns mit einem reichhaltigen Frühstück zu stärken. Ich blickte in die Runde und hoffte, dass ich nicht gegen den besten Gladiatoren kämpfen musste. Sein Name war Titus. Da kam der Lanista, unser Trainer, und verkündete, wer gegen wen kämpfen musste: „Marcus kämpft gegen Dädalus.“ Meine Hände fingen an zu schwitzen und mein ganzer Körper zitterte. Marcus und ich blickten uns eine gefühlte Ewigkeit an. Mit tränen in den Augen rannte ich zu meinem Schlafplatz. Ich konnte nicht glauben, dass ich gegen meinen besten Freund kämpfen musste. Die Vorstellung, dass einer von uns sterben würde, machte mir Angst. Da hörte ich Schritte auf dem Gang. Dädalus kam zur Tür herein. Er war genauso erschrocken wie ich. Dennoch versuchte er, mich zu trösten: „ich bin schon alt und kann im Kampf ruhig sterben.“

„Nein, ich kann dich nicht töten. Vor allem nicht in meinem ersten Kampf“, sagte ich. „Dann müssen wir uns etwas überlegen, wie wir beide überleben können“, erwiderte Dädalsu. Im Kopf ging ich noch einmal die Rüstungen von uns beiden durch.

Ein Thraex trug einen atisch-böotischen Helm, ein kleines rechteckiges Schild und eine Schiene am Schwertarm. Das Schwert selbst war ein gebogenes Kurzschwert. Dazu waren die Beine durch hoch anliegende Schoner geschützt. Ein Murmillo trug ein geradklingiges Kurzschwert, einen böotischen Helm, einen Schild der römischen Legionäre sowie Hand- und Armschutz am rechten Arm nebst einer unterhalb des rechten Knies angelegten Bandage mit Beinschienen. Un bekleidet waren beide mit einem Lendenschurz und einem Gürtel.

„Kommt zum Training“, riss mich der Lanista aus meinen Gedanken. „Wir kommen“, antwortete Dädalus hastig. Das Training war heute besonders hart. Wir trainierten von der zehnten bis zur 16. Stunde. Beim Mittagessen fiel Dädalus aus Versehen der große Becher mit dem Wein aus der Hand und kippte über mein Bein.

Ich hatte die rettende Idee. Ich wartete auf einen passenden Moment, zu dem ich mit Daedalus allein

sein konnte. Dann erzählte ich ihm von meinem Plan, wie wir den Tod vortäuschen könnten: „Wir können den Wein als falsches Blut benutzen, indem wir den Schwamm vor dem Kampf mit Wein voll saugen und einer von uns ihn dann im richtigen Zeitpunkt über dem anderen ausdrückt.“ „Marcus, du rammst mir das Schwert genau in die Achsel, bückst dich über mich und wringst den Schwamm unauffällig aus. Ich werde dann in ein Einzelgrab getragen, da ich lange als Gladiator gedient habe. Du läufst den Totenträgern hinterher und in der Nacht befreist du mich aus dem Grab. Erleichtert stimmte ich dem Plan zu. Ich war froh, eine Lösung gefunden zu haben. Wir rannten schnell in den Speisesaal und suchten einen handgroßen Schwamm. Diesen präparierten wir dann mit Wein und versteckten ihn unauffällig unter meiner Rüstung.

Kurz darauf mussten wir uns für den Kampf bereit machen. Mit klopfendem Herzen zogen wir unsere Rüstung an und ich versteckte den Schwamm in meinem Armschutz. Es war so weit. Unter dem Jubel der Zuschauer liefen wir in die Arena ein und stellten uns in der Mitte gegenüber bereit. Der Kampfrichter



zählte herunter: „Fünf, Vier, Drei, Zwei, Eins: LOS!“ Dröhnendes Geschrei ertönte und wir fingen an zu kämpfen. Der Kampf sah anscheinend sehr echt aus, da die Menge krisch und schrie. Wir stachen uns gegenseitig in die Rüstung und dann... dann war es so weit. Daedalus fiel zu Boden: „Jetzt oder nie“, dachte ich mir. Ich stieß im das Schwert knapp am Brustkorb vorbei in die Achsel. Sofort zog ich den Schwamm heimlich aus meinem Armschutz und drückte ihn unterhalb der Schulter aus. Steckte ihn wieder zurück und stellte mich mit dem Schwert nach oben gerichtet und einem Bein auf Daedalus' Bauch in Siegerpose dar. Lautes Geschrei war zu hören. Kurz danach kamen die Totenträger und trugen ihn aus der Arena. Mir wurden noch feierlich Rosen zugeworfen und ich ging langsam hinterher. Sie trugen ihn zu einem Einzelgrab, welches glücklicherweise nicht so weit entfernt lag. Sie ließen den Sarg in die Erde hinein und bedeckten ihn mit Erde. Als die Nacht anbrach, rannte ich zu dem Grab und buddelte ihn mit einer Schaufel aus. Es dauerte so lange, dass schon wieder hell wurde und ich Angst hatte, dass Daedalus sterben würde, da er viele Stunden nichts mehr gegessen hatte. Nachdem er endlich frei war, half ich ihm hoch und fiel ihm

erleichtert um den Hals. Sofort verließen wir die Stadt und lebten zusammen als beste Freunde in einem großen Haus und musste keine Gladiatorenkämpfe mehr durchführen.

Franka Angerhausen, Alisa Vogel

Unterdrückt – wegen des Glaubens

„Gelobt sei Jesus Christus, in Ewigkeit, Amen!“, beteten die anderen Sklaven mit mir im Chor. Wir hatten uns heimlich nachts versammelt, als plötzlich die Tür mit einem gewaltigen Krach aufflog und unser Herr mit wütendem Blick in ihr stand. „Abführen!“, befahl er seinen Leibwächtern, die natürlich bei ihm waren. Zu dieser Zeit war es verboten, zum Christentum zu gehören. Doch was wollten zwei Soldaten gegen 36 Sklaven machen? Aber es kam sofort Verstärkung angerannt. Eine Horde von bewaffneten Soldaten stürmte in den Raum, die bereit waren, hier alle brutal umzubringen, denn es war ja egal, ob jeder gleich getötet oder später den Löwen zum Fraß vorgeworfen würde. Ich hörte viele Schwertklingen und Schreie, bevor ich eine große Hand auf der Schulter spürte. Etwas Hartes stieß mit Schwung gegen meinen Kopf und plötzlich war alles schwarz. Das würde mein Ende werden, schwirrte es mir durch den Kopf.

Irgendwann hörte ich begeisterte Stimmen, Jubeln, aber auch entsetzte Schreie. Als ich wieder vollkommen zu mir gekommen war, spürte ich wie meine Kehle brannte, mein Bauch leer war und mein ganzer Körper schwitzte. Langsam kam ich zu mir und

bemerkte, dass ich hinter Gitterstäben auf einem Strohaufen lag. Draußen tobten die Menschenmassen. Alle saßen in einem großen, runden Stadion und fieberten begeistert bei Kämpfen mit. Ich wusste, ich war im Colosseum. „Das kann doch jetzt nicht wahr sein! Ich muss jetzt aber nicht bald da raus und kämpfen?! Das ist unmöglich. Wenn ja, hat mein Gegner jetzt schon gewonnen und das heißt, dass ich...“, ich unterbrach meine Gedankengänge, setzte mich in die staubige Ecke meiner Zelle und senkte den Kopf. Kurze Zeit später wurde meine Kampfrüstung zu mir geworfen und ich hörte eine strenge Stimme, die mir sagte, dass ich sie anziehen sollte. Voller Angst bereitete ich mich auf meinen Einsatz vor. Meine Tür wurde knirschend aufgesperrt und zwei Wachen holten mich zum gefürchteten Kampf ab. Wir liefen über einen Vorplatz des Colosseums, auf dem weit und breit keine Menschenseele zu sehen war, denn alle waren bereits im gut gefüllten Stadion. „Wenn nicht jetzt, dann nie! Das ist meine Chance“, dachte ich, stellte einem der Wächter, in einem Moment, als er nicht aufpasste, ein Bein, riss mich beim anderen los und rannte um mein Leben. Sie holten immer mehr auf und ich wusste, dass ich so verloren hatte. Da kam mir im richtigen Moment die Idee. Ich löste die schwere Rüstung von

meinem Körper und ließ sie mit einem lauten Scheppern auf den Boden fallen. Mein Abstand wurde wieder schnell größer. An der Ecke eines Hauses sah ich ein Loch im Boden. „Vielleicht ist das der Weg in die Freiheit“, freute ich mich und sprintete erschöpft die letzten Meter dorthin. Eine hölzerne Sprossenleiter führte mich in den Untergrund. Ich hörte kleine Tiere den Gang entlang huschen. Langsam tastete ich mich an der glitschigen Wand entlang. Die Gänge schienen praktisch unendlich zu sein. Als ich erneut die Soldaten hörte, stolperte ich erschrocken eilig weiter. Plötzlich zog mich eine Hand zur Seite und befahl: „Still!“ Kurze Zeit später rannte eine Truppe Soldaten an uns vorbei.

Als es wieder leise war, fragte der Fremde nach meinem Namen und warum ich verfolgt wurde. „Ich heiße Alexander und ich werde verfolgt, weil ich zu Christus gebetet habe“, antwortete ich ängstlich. „Auch ich und meine Freunde glauben an Jesus, den Sohn Gottes. Sei willkommen. Ich heiße Quintus“. Jetzt führte er mich durch viele enge, dunkle Gänge, bis wir in einen großen Raum kamen. Er hatte ein steinernes Gewölbe und am anderen Ende befand sich ein Kreuz vor dem einige Menschen knieten. Nachdem sie mit dem Beten fertig waren, erhob Quintus das Wort: „Liebe Freunde, heute werden wir

ein neues Mitglied in unserer Gemeinde willkommen heißen.“ Mich durchströmte ein warmes Gefühl der Erleichterung und Freude. Hier würde mein neues Zuhause werden.

Fabian Reul, Max Hollona

Die Milvische Brücke

„Claudius, gehst du bitte und sammelst ein paar Zweige?“, fragte der Vater von Claudius am Morgen. Claudius antwortete daraufhin: „Ja, ich geh schon.“ Gut gelaunt lief der Bauernjunge den Weg hinab, bis er am Ufer des Tibers angekommen war. Er wusste, dass hier viele Zweige lagen. Claudius ging am Ufer entlang und trug ein paar Zweige zusammen, bis er schließlich am Anfang der alten Milvischen Brücke stand. Als er gerade den Weg nach Hause einschlagen wollte, hörte er laute Stimmen. Er schaute sich um, bis er eine Truppe Soldaten sah. Ängstlich versteckte er sich hinter einer Reihe von Büschen. Plötzlich sah er einen großen Schatten und drehte sich ruckartig um. „Was machst du hier?“, fragte ein hinter ihm stehender Soldat verärgert. Claudius machte den Mund auf, aber er bekam vor Angst keinen Ton heraus. Nachdem der Mann seine Miene verändert hatte und Claudius sich selbst Mut gemacht hatte, stotterte er verunsichert: „Ich wollte nur ein paar Zweige sammeln.“ Er hielt ihm zitternd seine mit Zweigen gefüllte Hand hin. Mittlerweile waren auch die restlichen Soldaten gekommen und schauten den verängstigten Jungen verdutzt an.

Schließlich nahm Claudius all seinen Mut zusammen und fragte: „Was macht ihr denn hier?“ „Weißt du es etwa noch nicht? Kaiser Konstantin ist im Anmarsch, um Rom einzunehmen“, erwiderte der vor ihm stehende Soldat. Wieder ein anderer sagte besorgt: „Du solltest gar nicht hier sein. Das ist viel zu gefährlich für dich!“ Ohne auf die Worte zu achten, fragte Claudius neugierig weiter: „Aber warum seid ihr dann hier?“ „Unser Herr Maxentius will Konstantin in eine Falle zu locken“, erklärte einer der Männer, „er...“ „Und was für eine Falle und warum seid ihr dann hier?“, fiel der Junge ihm ins Wort. Ein etwas größerer Soldat schimpfte: „Dafür, dass du nur Zweige sammeln wolltest, bist du aber ziemlich neugierig!“ Jetzt erst bemerkte er, dass er sich ganz klein gemacht hatte und immer weiter zurück auf die Büsche zu bewegte. Er hatte Angst und das konnte er nicht verleugnen. „Ey, sei doch nicht so böse zu dem Kleinen, er hat dir nichts getan!“, sagte ein anderer Soldat. Da fasste der noch ängstliche Junge wieder Mut und fragte: „Also warum seid ihr denn dann hier? Ihr könntet einfach abhauen.“ „Ja, eigentlich haben wir



auch keine Lust auf so einen Kampf, aber wir müssen hierbleiben, um unsere Stadt zu beschützen“, verteidigte sich einer der Männer. „Aber denkt doch mal an eure Familien, sie brauchen euch und wollen nicht das ihr sterbt!“, versuchte Claudius sie zu überzeugen. Einer der Soldaten sagte besorgt: „Er hat Recht, ich habe selber eine Familie und werde sehr vermisst.“ „Kommt Jungs, wir hauen ab“, erwiderte einer der Männer. Sie diskutierten noch eine Weile, bis Claudius rief: „Vorsicht! Da kommt ein Soldat, der eine andere Rüstung trägt. Er sieht ziemlich böse aus mit seiner finsternen Miene.“ Die Truppe duckte sich so schnell, es nur ging, und auch Claudius versteckte sich wieder. Zusammen warteten sie, bis der Mann weiter gegangen war, und überprüften, ob sonst noch jemand in der Nähe war, der sie sehen könnte. „So wie es aussieht, ist außer uns niemand hier“, flüsterte einer der Soldaten. Sie wagten sich aus ihren Verstecken und einer der bewaffneten Männer meinte: „Wenn wir jetzt einfach flüchten würden, würde man uns suchen und bestrafen, bevor wir unsere Familien überhaupt gesehen haben.“ „Aber wenn wir nicht gehen, sterben wir auf dem Schlachtfeld!“, wandte wieder ein anderer ein.

Von Weitem hörte man eine Stimme, die sagte: „Wo ist die Truppe abgeblieben? Sie sollen endlich

antreten, sonst wird Maxentius noch wütender, als er schon ist!“

Die hinter dem Bauernjungen stehenden Soldaten bekamen einer nach der anderen Angst und einige von ihnen verließ jeglicher Mut. Schließlich war es der kleine, arme Bauernjunge, der als erster begriff, was los war. „Jetzt oder nie!“, meinte einer der Männer. Die Truppe lief so schnell, wie es ging, und brachte sich in Sicherheit. Claudius rannte und rannte, bis er hektisch zu seiner Tür hereinstürmte. Sein Vater lief ihm entgegen und fragte besorgt: „Wo warst du denn die ganze Zeit? Ich habe mir Sorgen gemacht!“ Außer Atem und nach Luft schnappend antwortete Claudius: „Auf dem Weg nach Hause habe ich eine Truppe Soldaten gesehen, die kurz davor war, in einen Kampf zu ziehen.“ Claudius Vater war sprachlos. Er konnte gar nicht glauben, was sein Sohn ihm da erzählte. Schweigend gingen die beiden an diesem Abend schlafen.

Am nächsten Morgen ging Claudius zum Markt, um etwas zum Essen zu kaufen, als er sah, dass einer der Soldaten, vom vorherigen Tag, auf ihn zu lief. Freudig berichtete er Claudius: „Er ist Tod. Maxentius ist im Tiber ertrunken. Nun kann er meine Freunde und mich nicht mehr verfolgen! Außerdem ist meine Familie sehr froh darüber, dass ich wieder da bin.“

„Ich freue mich für dich!“, erwiderte Claudius begeistert. Dann ging er nach Hause und berichtete seinem Vater fröhlich die Neuigkeiten.

Antonia Balling, Helene Strauß